

Nr. 99. Bromberg, den 2. Juni 1926.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von Sophie Kloerss.

(10. Fortsetzung.)

Ganz beruhigt ging er heim, und wie ein Gruß an die sonnige Doktorsfrau sandte sein Glockenspiel ihr an diesem Abend Goethes Nachtgruß in Schuberts Komposition: „Über allen Gipfeln ist Ruh'!"

Hanse verstand ihn. Sie hatte ihm wieder Ruhe gegeben. Von ganzem Herzen hoffte sie, die möchte bleiben.

Aber es währte nicht allzu lange, da gingen in der Stadt allerlei Reden um, daß es mit den „Vornehmen" auch nicht so weit her sei, wie sie täten. Schneider Max hatte einen Brief bekommen, er möge nur dafür sorgen, daß Apotheker Braun seine Rechnungen nicht zu lange stehen ließe, der hinge schon in Kiel und Hamburg. Und Steinmetzmeister Bahlke bekam ein Schreiben, in dem stand, Bürgermeisters Else hätte seinem Sohn, der doch nicht einmal Student sei, auf dem Ressourcekränzchen so schöne Augen gemacht, der Vater hätte ihr dafür eins an die Ohren gegeben. Er möchte seinen Sohn nur auch an die Stange nehmen. Aber das Schlimmste war, wie plötzlich über Rottmanns geredet wurde. Daß die Ilse ein ganz schamlos kokettes Mädchen sei, und die Frau Doktor putzte sich auch noch für fremde Männer. Dabei fiel ein Seitenhieb auf den Hamburger Herrn, der alle paar Wochen in der Stadt war und im Rottmannschen Hause ganz ungeniert aus und ein ging.

Alle diese Briefe kamen an kleine Geschäftsleute, an Handwerker, an einzelne alte Damen, die nicht ganz zu den oberen Dreißig gehörten. So kam es, daß man im Rottmannschen Hause nichts von dem allen ahnte, als schon die ganze Stadt voll war davon.

Endlich erfuhr es Mile. Sie hörte es bei Bäcker Böttcher im Laden und rannte im ersten Zorn zu ihrer Cousine. Madame Eggers saß wie meist am Nähtisch und machte Putz. Sie flog zusammen, als die dicke Mile wie eine Kanonenkugel in das Zimmer brach.

„Mile, willst das Haus einreißen?"

„Und du hast es ganz gewiß längst gewußt. Und redst nichts davon. Meine Herrschaft! Mit der sollen sie so umgehen! Unsere junge Frau! Und die Ilse! So eine gibt es nicht wieder in Schmalebeck. — Was bist nicht längst gekommen und sagst: Mile, so und so — — —"

Madame Eggers kniff die Lippen zusammen. „Hättest mich gefragt — aber so. Ich verbrenn' mir auch nicht gern den Mund. Und es wird schon was dran sein. Die Ilse hat ja alle Tage en andern an der Strippe. Erst den Grützmann und dann den Danske und nu den Hamburger —, sollst mal sehen, mit der bleiben Rottmanns noch mal sitzen."

In Gedanken fügte sie hinzu: Wenn mein Fiete sich nicht noch mal erbarmt.

„Och du", höhnte die dicke Köchin. „Unsere Ilse! Gibt's ja gar nicht! Die und sitzenbleiben. — Du hast dir auch schon den Kopf dick reden lassen. — Ich weiß aber, was ich tue. Ich geh' gleich und sag' es dem alten Herrn, der redet mit Pastor Jessen, der soll es all den dämlichen Schmalebeckern ordentlich geben. Auf der Kanzel. Daß es sich gewaschen hat." Sie drehte kurz um, warf die Tür hinter sich zu und trampste über den Markt davon.

Eine Viertelstunde später wußte das ganz Doktorhaus, was sich die Stadt erzählte.

„Siehst du," sagte Rottmann und sah seine Hanse sehr ernsthaft an, „ich hab' es immer gewußt. Das kommt davon, wenn solche junge Frau solchen alten Mann nimmt. Der wird ihr langweilig, und dann wirft sie ihre Netze nach amüsanteren Fischen aus."

„Ich hab' das bisher nicht gewußt," antwortete sie ebenso ernsthaft. „Aber da du es mir so vorstellst — — — die Sache hat entschieden etwas für sich. Sehen wir uns nach Männern um, bei denen das Fischen lohnt." Doch dann, den Kopf an seine Schultern lehnend: „Ach, Detlev, uns reden sie nicht auseinander, höchstens fester zusammen, aber Ilse — das darf nicht an sie heran. Der müssen wir die häßlichen Reden ersparen. Damit kann viel Unheil gesät werden."

„Mile können wir den Mund nicht verbieten, und die Eltern sagen es ihr nicht. Aber ob es nicht doch an sie herankommt — — —"

Es war schon an sie herangekommen, denn als sie in das Pastorat kam an diesem Morgen und wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten gleich in Riekchens Zimmer gehen wollte, trat ihr die Pastorin auf dem Flur entgegen.

„Du kommst mir wie gerufen, Ilse. Bitte, komm doch in das Eßzimmer." — Und drinnen: „Du weißt vielleicht nicht, wie die Stadt in Aufregung ist, liebes Kind, durch die anonymen Briefe, die mit einem Male überall auftauchen. Ich halte es für meine Pflicht, dir das zu sagen. Gerade wir, die auf Plätzen stehen, wo jedermann uns und unser Tun sieht, wir sollten sehr vorsichtig sein und alles vermeiden, was den Leuten zu häßlicher Auslegung dienen kann."

Sie machte eine kleine Kunstpause, Ilse sah sie erstaunt an. Ihr Gewissen den Schmalebeckern gegenüber war kristallrein.

„Du scheinst mich nicht zu verstehen?"

„Nein, Tante Helene, tatsächlich nicht."

„Man knüpft allerlei Bemerkungen an deinen Namen, liebes Kind."

„An meinen — — — Ja, was in aller Welt habe ich denn verbrochen?"

„Von „verbrochen haben" rede ich nicht. So schlimm wird es ja nicht gleich sein. Aber sehr unvorsichtig bist du. Deine Art, mit den jungen Herren umzugehen — — — Ich denke immer, deine Mutter müßte dich einmal darauf aufmerksam machen, wie wenig angebracht sie ist. Aber Hanse ist selber noch zu jung und zu lebenslustig — — —" Ein bitterer Zug um den Mund —

Sie verstummte.

Ilse sah sie ernsthaft an. „Ist das alles, Tante Helene? Ich weiß nicht, daß ich kokett bin, ich bin es gewiß nicht mit Absicht. Aber wenn es dich beruhigt," da konnte sie sich doch nicht eine kleine Rache versagen, „so will ich künftig kein Wort mehr mit Georg Grützmann reden. Nicht einmal mit seinem Onkel, Herrn Nilius."

Helene Jessen bekam ihre roten Flecke im Gesicht. „Ich hab' es gut gemeint mit dir, deshalb brauchst du nicht unverschämt zu werden. Dein Benehmen gegen mich ist unverschämt — jawohl —" ihre Stimme wurde scharf, „und ich werde mit deinen Eltern reden und mir das verbitten."

„Ich habe dich nicht beleidigen wollen, Tante Helene. Das weißt du ja auch. Entschuldige, wenn es dir so vorkam. — Kann ich jetzt zu Riekchen gehen?"

Am liebsten hätte die aufgeregte Frau gesagt: Du brauchst überhaupt nicht zu meiner Tochter zu gehen. Aber das schluckte sie doch lieber hinunter. „Geh zu ihr. Du brauchst nicht mit ihr über diese Sache zu sprechen."

Ilse sprach aber sofort über diese Sache. Und erfuhr, daß Riekchen längst darum wußte. „Wie konnt' ich dir das sagen, meine Ilse. Ich weiß doch, wie erlogen das alles ist.

Kümmere dich nicht darum, was Mutter sagt, sie redet sich immer in Dinge hinein, die gar nicht sind. Ach nein, du bist nicht kokett. Es ist nur zu begreiflich, daß sie dich alle gleich so gern mögen. — Ilse, wenn du doch bald Braut wärest. Er kommt sicher bald zu deinen Eltern!"

„Wer kommt?" fragte Ilse und tat ganz harmlos.

„Du weißt es schon. Und wenn du erst Frau Baronin bist — wirst du mich auch noch ansehen?"

„Für die Frage verdienst du einen Strafkuß, Rieckchen. Du bist mir immer die beste und liebste Freundin gewesen, wie kannst du auch nur im Scherz so reden. Aber bis dahin — — — Ich glaube, er hat schon vielen Mädchen schöne Augen gemacht und schöne Worte gesagt. Sie sind so drüben hinter der Königsau. Die Franzosen des Nordens, sagte Onkel Dithmer in Kiel."

„Mit dir spielt er ganz gewiß nicht, Ilse. Darum ist mir gar nicht bange. Nur wie das für dich wird, wenn du da in Dänemark lebst, und sie hassen doch uns Schleswig-Holsteiner — — —"

„Seine Mutter ist doch auch Schleswigerin. Das hat doch immer herüber und hinüber geheiratet. Darum mach' ich mir gar keine Gedanken."

„Aber gestern hat Vater einen Brief aus Altona bekommen von Propst Lilie. Der kommt diesen Winter wieder zur Visitation. Der schrieb, man sehe die Sache in Altona sehr ernst an. König Kristian ist elender, als man erfährt. Er kann das Zimmer nicht mehr verlassen. Und was man sich von seinem Sohn zu versehen hätte, das wäre nicht gut für die Herzogtümer."

„Es ist schon seit zwanzig Jahren so", sagte die sorglose Ilse. „Seit ich denken kann, ist immer davon die Rede gewesen."

„Jetzt wird es ernst." Rieckchen war viel überlegener, und ihre Gedanken gingen bei allen Dingen auf den Grund.

„Kannst du dir vorstellen, daß Krieg zwischen Dänemark und den Herzogtümern wird, und du lebst da drüben, und hier gehen die Freunde und Verwandten gegen euch? Ich würde verrückt, wenn ich das erleben müßte."

Ilse wurde blaß. „Ich weiß nicht — — — So hab' ich mir das nicht vorgestellt. Ich dachte immer — — — Sieh mal, die Studenten da in Kiel, die redeten ja auch viel. Doch Hammersmid sagte, das hätte keine Not. Studenten rasselten gerne mal mit dem Säbel, den sie nicht hätten. Schleswig-Holstein hätte ja gar keine Soldaten und keine Waffen, und Dänemark dächte nicht an irgendetwas Gewaltsames. Und — Rieckchen, das kann doch nicht kommen."

„Es wird schon kommen. — Wenn du ihn aber so über alles lieb hast, wie eine Frau das soll, daß du sagst: Dein Land ist mein Land, und dein Gott ist mein Gott — — —"

„Sei still! Bitte, sei still!"

Eine ganze Weile sprach keine von ihnen. Dann fragte Ilse leise: „Könntest du jemand so liebhaben?"

Keine Antwort.

„Rieckchen — sag' doch — mir kannst du es sagen —, könntest du — zum Beispiel Georg Grützmann — — — Ja? — Das könntest du? Alles um ihn verlassen, Eltern und Heimat und — — —"

Wieder Schweigen.

„Ja, gehen mit ihm, das könnte ich auch. Das glaub' ich schon. Aber eine Dänin werden" — — — Sie riß sich zusammen. „Er ist ja noch nicht gekommen. Ich muß noch nicht ja oder nein sagen. Es wird sich alles schon historisch entwickeln, wie Vater sagt." Aber während sie lachte, waren ihre Augen ernst. „Komm, meine Alte, wir wollen hinausgehen in den Garten, zwischen den Bäumen wird mir leichter werden." Und wie sie die stillen Steige hingingen, über die von allen Seiten die Rosenbüsche ihre blütenschweren Zweige hingen, legte sie den Arm um die Kusine. „Das wußte ich nicht, daß du ihn so tief im Herzen hättest, Liebe."

„Red' nicht davon. Es hat keinen Sinn. Er fragt nichts nach mir. Er wird nie nach mir fragen."

„Dann verdiente er Prügel. Jawohl. Du bist so gut, so treu, so warmherzig, so selbstlos, — suchen soll er, bis er ein zweites Rieckchen Jessen findet."

Aber Rieckchen lächelte nur traurig. So jung sie war, die Erfahrung hatte sie doch gemacht, daß den Männern die hübsche Außenseite viel mehr bedeutet als ein schönes Innenleben.

*

Der Herbst kam in das Land. Der Wind blies über die Stoppeln. Die Schmalebecker Jungen liefen über die Felder und ließen Drachen steigen. Die Doktorsgören hatten einen großen Zeugdrachen aus rotem Glanzkattun, in der Mitte die Hamburger weißen Türme tragend. Solch herrliches Untier hatte Schmalebeck noch nicht gesehen. Thomas Raben hatte ihn bei seinem letzten Besuch mitgebracht, auf dringenden Wunsch von Aenne und Gitta, die gerade so sehr die Herbstfreuden der Jungens mitmachten, wie sie bei allen Streichen dabei waren. Sie waren ihm zum Dank um den Hals gefallen, eine Kundgebung, die ihm sehr neu war, die er aber mit guter Haltung über sich ergehen ließ. Am Sonnabend nachmittag zogen sie mit Fiete hinaus, ihn aufzufiern.

Der Wind ging kräftig. Am blaßblauen Himmel waren lange Federwolken, ein Zeichen, daß er noch auffrischen würde. Der große Drachen begann gewaltig zu ziehen, und Aenne, die ihn allein am Tau hatte, schrie gellend, daß ihr die Schnur in den Fingern riß. und die Beine so merkwürdig leicht wurden über der Erde. „Gitta, Gitta, faß' mit an, ich kann ihn nicht halten." Doch auch zu zweien konnten sie das Untier nicht bändigen, und Hans, der zu Hilfe kommen wollte, verwickelte sich in das nachschleppende, noch nicht aufgefierte Bott und schoß kopfüber auf den Sturzacker, ein wildes Gebrüll ausstoßend.

„Fiete! Fiete!"

Fiete hatte sich verschlafen und gedankenlos abseits gehalten, im Innern sehr verdrossen, daß ihm Hanse die drei auf die Seele gebunden hatte. „Als wenn man ein Kindermädchen ist." Langsam, mit schlakfigen Schritten, kam er heran. Da riß bei Hansens Gestrampel das Tauwerk, Aenne fühlte, wie es ihr durch die Finger glitt, stieß einen letzten Schrei aus, und kopfüber, vom Halt befreit, schoß der Vogel der Lüfte irgendwo in die Tiefe.

Auf allen Äckern, wo die Bengels mit ihren Papierdrachen neidvoll die Sache beobachtet hatten, begann ein gewaltiges Rennen, denn jeder wollte die Beute bergen.

„Renn' doch, Fiete, renn' doch, Fiete," riefen die drei Geschwister, „du hast doch die längsten Beine," und sie schossen selber davon wie die Hasen.

Ebenda kamen Hanse, Ilse und Raben von der Straße heran, sich die Sache anzusehen. Als Fiete, der nicht die geringste Neigung hatte, hinterher zu sausen, sie sah, hielt er es doch für besser, nachzulaufen. Aber schon flog es an ihm vorüber, lichtrot, mit dunklen, wehenden Locken, rief ihn an: „Schlappkerl" und tauchte in einer Ackerfurche unter. „Ich hab' ihn, ich hab' ihn."

„Himmel, kann deine Tochter laufen. Wie der Wind."

„Ha, sie ist in allen Dingen so behende. Nicht so schwerfällig wie ihre Mutter."

„ Fishing for compliments, Hanse?"

„Nicht nötig zwischen uns, Thomas. Nein, so leicht und graziös war ich nie. Auch Eveline, Ilses Mutter, nicht. Sie hat es von ihrer Großmama. Die ist noch die Frau Marquise aus einem Watteaugemälde. Wenn sie im goldenen Kranz zur Kirche gehen wird, du sollst sehen, da wird sie all uns Junge ausstechen."

„Wann ist die goldene Hochzeit?"

„Am zweiundzwanzigsten Januar. Gerade noch vier Monate. Wirst du dazu kommen?"

„Wenn ich es ermöglichen kann, gewiß. Schmalebeck fängt an, mir etwas wie eine zweite Heimat zu werden. Der Ruhehafen, wenn Hamburg mich zu sehr hetzt."

„Wie gehetzt siehst du nicht aus."

Sie sah ihn von der Seite an und dachte, was sie schon manches Mal in den letzten Monaten gedacht: „Er hat ein Gesicht wie der ewig junge Dichter deutscher Freiheit, wie Theodor Körner." So dunkel lockte sich ihm das Haar in die Stirn, so gerade geschnitten waren die Züge, und an den Wangen zeichneten sich die kleinen dunklen Bartstreifen, das schmale Oval des Kopfes noch betonend. Als er zum ersten Male von Hamburg gekommen, war sein Gesicht mit Stubenfarbe gezeichnet, wie es alle die haben, die in den Büros und Kontoren ihr Leben hinbringen. Doch bei jedem Besuch in Schmalebeck mit den vielen Fahrten auf Güter und Dörfer, war die blasse Farbe mehr einem gesunden Bronzeton gewichen. Jetzt sah er so gesund aus, so jung und frisch, wie nur ein Mann von vierunddreißig aussehen konnte, der seine Nerven und Muskeln nicht in Faulheit erschlafft und nicht in Üppigkeit verschwendet hatte.

Es war einmal Gefahr gewesen, daß dies eintreten könnte. Hatte ihm das Schicksal mit dem Unglück seiner Jugend zugleich den Erfolg und die Tüchtigkeit der Mannesjahre geschenkt?

„Was denkst du?" fragte Raben.

Und als sie es ihm gesagt, nickte er. „Wie immer bist du die kluge Hanse. Ja, damals, als Vater fallierte, war ich ein unreifer Junge. Verwöhnt, verzärtelt, immer überzeugt, mir müßte überall eine Extrawurst gebraten werden. Es hat mich hart gerüttelt. Daß ich dich so leicht aufgab damals, Hanse — — es geschah in der ersten Verwirrung. Und nachher, als ich einsah, was ich mit dir verloren hatte, da warst du mir wirklich verloren."

„Es ist besser gewesen so," sagte die blonde Frau. „Ich wäre zu alt gewesen für dich. Lache nicht, wenn ich auch an Jahren nicht älter war, wir Mädchen sind gerade in den Jahren den Männern voraus."

(Fortsetzung folgt.)



Prinzessin und Stallknecht.

Ein vergessener Roman.

Von J. Adams.

Prinzessin — Liebe und Ehe — diese drei Begriffe sind selten identisch!

Unter „Prinzessin“ pflegt man sich meistens ein junges, liebreizendes Wesen vorzustellen, dem seine Ausnahmestellung in der menschlichen Gesellschaft noch einen eigenen Zauber verleiht. Ach, nicht alle Prinzessinnen sind reizend und vor allem bleiben auch sie nicht ewig jung! Als unverheiratete Prinzessin aber zu altern, birgt eine besondere Bitterkeit. Denn „Hoffreuden“ (sie mögen in einem Roman der Marlitt noch so berauschend sein) sind auf die Dauer in Wirklichkeit alles andere!

Mit solch einer etwas späten Prinzessin, über die der beginnende Lebensherbst bereits seine ersten wehmütigen Schatten warf, reiste um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Fürstin Güntherine von Schwarzburg-Sondershausen. Es war ihre am 7. September 1816 geborene Tochter Charlotte. Diese „Lotte“ hätte keinen Goethe-Werther begeistert; denn trotzdem sie unleugbar eine sehr sympathische Erscheinung war, war sie dennoch keine Schönheit.

Wohin man reiste — nun, in die Schweiz, wo die damals immerhin bei weitem ursprünglichere Natur eine angenehme Abwechslung zum ewigen Einerlei des Hoflebens bot. Am Ende ist es ja wohl auch gleichgültig, wo die „Großen“ dieser Erde ihre Langeweile spazieren führen!

Es war ein strahlender Sommertag, als die wundervollen Bergriesen, die auf das Modebad Interlaken etwas spöttisch herablächeln, am Fenster eines der eleganten Hotels die kleine deutsche Prinzessin stehen sahen, die mit dem müden Blick solch eines wohlbehüteten Fürstenkindes hinausstarrte.

Plötzlich hob sie die schmale, feine Hand und schob den schweren Seidenvorhang beiseite. In den gleichgültigen blauen Mädchenaugen blitzte so etwas wie Interesse auf, ja sie beugte sogar den flechtenbeschwerten Kopf ein wenig vor, um besser sehen zu können. Was sie da erblickte, war alles andere als ungewöhnlich. Unter ihren Fenstern führte der Stallknecht soeben das prächtige Gespann der Fürstin vor. Aber nicht auf den schönen Pferden haftete der Blick Charlottens, nein, er blieb wie gebannt auf der Gestalt des jungen Mannes ruhen, der da langsam auf- und abschritt.

Es gibt einen Adel der Erscheinung, der leuchtend selbst durch das ärmlichste Kleid schimmert! Es gibt eine männliche Schönheit, nicht jene matte, farblose eines geschniegelten Modeherrchens, sondern eine gewaltige, das weibliche Gemüt tief aufwühlende. Und diesen Adel der Erscheinung besaß jener schlichte junge Schweizer, dem jener Blick der deutschen Prinzessin zum Schicksal wurde.

Aber nicht ihm allein, auch Charlotte fühlte auf einmal, daß auch Prinzessinnen ein Herz haben, und zwar ein recht warmes, wenn die Gelegenheit es erfordert! Entschlossen trat nach einigen Tagen Charlotte vor ihre erstaunte Mutter und erklärte ihr mit einer bei Prinzessinnen sonst seltenen Energie: „Diesen Mann oder keinen!“ Die Fürstin erstarrte, sie blickte voller Entsetzen die Tochter an. Aber diesmal war der junge Wille stärker, als selbst die ungeheuren Hindernisse.

Prinzessin Charlotte erhielt die Erlaubnis, den jungen Schweizer zu sich kommen zu lassen. Wie er hieß — es war ein gar seltsamer Name, Hans Heinrich Jud — und es war auch ein gar seltsamer Mensch. Denn als ihm die Prinzessin ihre Neigung eröffnete, starrte er sie verständnislos an und wollte es nicht glauben. Endlich verstand er, aber er bezeigte darüber keine ungewöhnliche Freude; erst als er in die Augen des deutschen Fürstenkindes geschaut und darin gelesen, welch ein gutes, edles Wesen diese Prinzessin sei, erwärmte auch er sich.

Der Familienapparat, den die Verlobung einer Prinzessin in Szene setzt, ist naturgemäß ein etwas anderer, als bei einem anderen sterblichen Menschenkind. Der regierende Fürst schäumte, da aber auch dieser Zustand auf die Dauer unhaltbar ist, so geschah das Wunder — der Fürst willigte endlich ein.

Vermutlich ist das Glücksgefühl, mit dem das Fürstenkind am Altare sein „Ja“ sprach, ganz ähnlich demjenigen jedes schlichten Bürgerkindes gewesen. Allerdings wurde der Schweizer Hans Heinrich Jud in den Adelsstand erhoben, ja die Schweiz selbst tat sogar noch ein übriges. Der Bundesrat ernannte den Gemahl der Prinzessin zum Hauptmann im eidgenössischen Generalstab. Am 26. Februar 1856 fand die Hochzeit statt. Das junge Paar wählte Bern zu seinem Aufenthalte, wo es zurückgezogen sich selbst lebte.

Und nun kommt das Wunderbare — diese kleine deutsche Prinzessin hatte, fast unbewußt, eine famose Wahl getroffen; denn dieser einfache Schweizer war ein Prachtmensch! Man lernte ihn kennen und achten selbst in hohen Kreisen und General Dufour zählte ihn zu seinen bevorzugtesten Offizieren.

Sind Götter neidisch, mißgönnen sie selbst ein so schwer erkämpftes, spätes Glück einem armen Menschenkind? Fast scheint es so. Nach einer selten glücklichen Ehe starb am 13. Januar 1864 der ehemalige Schweizer Stallknecht Hans Heinrich Jud, der ein so aufrechter, tüchtiger Mensch gewesen!

Einsam ging eine müde Frauengestalt, tiefgebeugt, durch die stillen Tage ihrer Witwenschaft!

Die gewonnene Wette.

Ein lustiges Geschichtchen aus alter Zeit.

Von Hans Runge.

Anno 1558 saßen in einer altdeutschen, kleinen, aber urgemütlichen Kneipe der alten guten Stadt Königsberg um einen roh gezimmerten, schweren Eichentisch einige Kaufleute, Schiffskapitäne und Bierbrauer, die sich seit langer Zeit kannten. Anregende Gespräche wurden geführt, und allen Anwesenden mundete das treffliche, dunkelbraune Bier, das der gemütliche, dicke Gastwirt verzapfte. So kam es, daß sich bald alle Zecher in fröhlichem, angeheitertem Zustande befanden. Ein Schiffsführer, der aus Dänemark einige Krüge, angefüllt mit vorzüglichem Korn, mitgebracht hatte, verteilte Kostproben des vortrefflichen Saftes.

„Beinahe hätte ich euch den Aquavit nicht bringen können“, rief er, „denn mein Kasten wäre in dem tückischen Fahrwasser des Frischen Haffes bei dem letzten Sturm um ein Haar mit Mann und Maus untergegangen! Daß wir durchgekommen sind, verdanken wir nur Kruschke, unserem bewährten, kundigen Steuermann.“

„Ihr habt recht“, erwiderte ein Kaufmann, „es sind der tückischen Riffe gar viele im Haff!“

Und viele Gäste pflichteten diesen Worten bei, nur der dicke Bierbrauer Gregor Rummelaff nicht, der angetrunken war und schrie: „Was ist denn mit eurem Ostseetümpel los? und noch mehr mit der seichten Pfütze Frisches Haff? Ja, würde mich getrauen, in meiner größten Braupfanne von Königsberg nach Danzig zu rudern!“

Brausendes Gelächter und ironische Bemerkungen folgten den anmaßenden Worten des Brauers Rummelaff. Rede und Gegenrede wurden immer erregter; man nahm den Prahlhans beim Wort, und es währte nicht lange, so waren hohe Wetten, deren Gesamtbetrag sich auf 40 000 polnische Gulden belief, abgeschlossen. Alle Gäste im alten Wirtshause waren überzeugt, daß es ein Ding der Unmöglichkeit wäre, in einer kupfernen Braupfanne von Königsberg nach Danzig zu fahren. Aber Gregor Rummelaff verharrte eigensinnig auf seinem Standpunkte. — Nun wohl, mag der Brauer bezahlen, dachten viele; er hat doch irdische Glücksgüter in Menge; und 40 000 Gulden machen ihn noch lange nicht arm!

Als Rummelaff am andern Morgen seinen Rausch, der sich nach Abschluß der Wette noch erhöht hatte, ausgeschlafen hatte, kam er allmählich ob der Torheit des waghalsigen Unternehmens zur Besinnung. Die Seereise in der Braupfanne konnte ihm, trotzdem es Hochsommer war und ruhige See herrschte, den Tod bringen. Andererseits gedachte aber der Brauer, die guten polnischen Gulden nicht gleich säckeweise aus dem Fenster zu schütten. Nach reiflichem Erwägen faßte Rummelaff den Entschluß, die kühne Seefahrt anzutreten.

Am 11. August des Jahres 1558 bestieg Gregor Rummelaff, wie die Königsberger Stadtchronik erzählt, sein schwankes, winziges Fahrzeug, das er mit Rudern und reichlichem Mundvorrat versehen hatte. Eine unabsehbare Menschenmenge stand am Ufer und sah den Vorbereitungen zur Abfahrt zu. Als Rummelaff mit seiner auf dem Wasser tanzenden Braupfanne vom Ufer abstieß, kam Bewegung in die Volksmasse, die in ein brausendes, ohrenbetäubendes Geschrei ausbrach; Fast alle Zuschauer waren der Meinung, daß ihr waghalsiger Mitbürger in Haff oder womöglich schon vorher elend ertrinken würde. Doch Neptun war dem kühnen Seefahrer hold. Den Pregel durchzog Rummelaff ohne Hindernisse und auch im Frischen Haff, das er in vierzehn Meilen weit durchmaß, geschah nichts Absonderliches. Warme Spätsommersonne lag auf den kurzen, leicht gekräuselten Wellen der Meeresbucht und machte unseren Bierbrauer, der sich in seiner kupfernen Pfanne gar nicht so unsicher fühlte, weidlich schwitzen. Und siehe: Alsbald tauchte die Mündung der Nogat auf, und da hinein lenkte Rummelaff sein Fahrzeug. Der gefährlichste Teil seiner Seereise lag nun hinter ihm. Dann folgte er dem Laufe der Weichsel und fuhr hinauf bis Danzig, wo er nach Ablauf einer Woche wohlbehalten eintraf und schon von einigen Freunden erwartet wurde,

In Danzig hatten sich, wie bei der Abfahrt in Königsberg, viele Menschen versammelt; denn das sonderbare abenteuerliche Unternehmen hatte sich herumgesprochen, und unser Bierbrauer wurde nun Gegenstand begeisterter, dem Geiste damaliger Zeit entsprechender überschwenglicher Huldigungen und Aufmerksamkeiten. Das seltsame Fahrzeug wurde im Triumph durch die Gassen Danzigs getragen. Der Rat der Stadt richtete ein großes Festessen mit vielen Schaugerichten an und ließ Trompeten und Kesselpauken erschallen.

Nach Ablauf der Festlichkeiten bestieg Gregor Rummelaff mitsamt seiner Braupfanne, von der er sich nicht trennen wollte, ein Küstenschiff und segelte wieder seiner Vaterstadt Königsberg zu. Hier empfing der kühne Schiffer alsbald die gewonnenen 40 000 polnischen Silberlinge.

Rummelaff blieb bis an sein Lebensende in den Städten Danzig und Königsberg eine volkstümliche Persönlichkeit.

Die „Brasil".

Humoreske aus dem Theaterleben.

Zu der Zeit, als man eine gute, rauchbare Bremer oder Hamburger Zigarre für einen Reichsgroschen erhalten konnte, also lange vor Beginn des Weltkrieges, leitete das Stadttheater in X. der große Charakterdarsteller G.

G. war ein kunstverständiger Mann und trefflicher Regisseur, aber auch als großer Knicker bekannt. An allen Ecken und Enden wurde gespart. Einigermaßen entbehrliche Requisiten wurden häufig nicht angeschafft; und mußten in irgendeinem Stück einmal genießbare Sachen aufgetragen werden, so konnten die Darsteller mit Sicherheit darauf rechnen, Attrappen oder, wie der Fachausdruck lautet, „Kachiertes" vorgesetzt zu bekommen. Da gab es Hamburger Küken, Brüsseler Poularden, junge Enten, Gänse oder Fische aus täuschend nachgeahmter bemalter Pappe. Napfkuchen, Prilleken oder Sandtorten waren aus hübsch geformtem Sand hergestellt und — o Schmerz für den armen, rauchenden Mimen — die Bühnenzigarren des knickerigen Theaterleiters bestanden aus zigarrenähnlich zubereitetem Holz, das von dem Theatermaler fein säuberlich hell- oder dunkelbraun angestrichen war.

Das hätte nun einen nichtrauchenden Jünger Thaliens völlig gleichgültig gelassen; nicht aber einen bekannten Komiker, der ein starker, verwöhnter Raucher war und in X., auf Einladung unseres Direktors, ein Gastspiel gab. Es wurde ein kassenfüllendes Lustspiel aufgeführt, und der Herr Direktor spielte mit.

Im letzten Akt hatte er seinem Gast und Partner eine Zigarre anzubieten und dabei folgende Worte zu sprechen: „Belieben Sie, mein verehrter Freund, sich eine meiner vorzüglichen Brasilzigarren anzuzünden!" Der gastierende Komiker dankt, greift in die Zigarrentasche des Direktors und zieht ein festes, schwarzbraun gefärbtes Etwas hervor, das sich alsbald als Holzzigarre entpuppt. Der Komiker läßt die „Zigarre" absichtlich seinen Händen entgleiten: mit lautem Geklapper, allen Zuschauern vernehmlich, rollt das „edle Kraut" über die Bühne.

Der Direktor ist verblüfft und ringt nach Worten, als sein Partner, übrigens ein Berliner Junge, der den Schnabel sozusagen auf dem rechten Fleck sitzen hat, hohnlächelnd fragt:

„Sagen Se mal, Verehrter, wat kost' Ihnen denn der Klafter von dieser jroßartigen Marke?" —

Das Publikum tobt vor Vergnügen und ein Lachsturm löste den anderen ab. —

Es sei noch berichtet, daß der blamierte Theaterleiter nie wieder kachierte Zigarren auf die Bühne brachte, dafür aber eine Sorte Zigarren hielt, die zarte Näschen auf das empfindlichste beleidigte und von den Mimen obendrein mit dem Ausdruck „Stinkadores" belegt wurde.



Bunte Chronik



* **Um den Nebel zu vertreiben.** Das amerikanische Luftfahrwesen hat soeben Versuche beendet mit einem besonderen Apparat, um den Nebel auseinander zu treiben. Die Versuche haben befriedigende Ergebnisse gezeitigt und das Departement der Luftschiffahrt in Washington teilt mit, daß es den Ingenieuren gelungen ist, über einem Flugfeld die Atmosphäre aufzuklären, in einer Höhe von etwa 300 Meter und über einer Fläche von 700 Quadratmeter. Die Erfindung besteht aus einer elektrischen Entladung, die ein unmittelbares Verschwinden des Nebels herbeiführt. Der Apparat wird auf einen Wagen geladen und rund um das im Nebel liegende Flugfeld geführt. Man glaubt, daß die Erfindung auch benutzt werden kann, um auch in großen Städten den Nebel zum Verschwinden zu bringen. Dann wird wohl insbesondere London die Erfindung glücklich preisen.

*

* **Insekten aus vorhistorischer Zeit.** Einen sehr interessanten Vortrag hielt kürzlich der Professor Cockerell von der Universität in Colorado über Ausgrabungen in den Staaten Colorado, Wyoming und Utah, bei denen ausgedehnte Bitumlager aufgeschlossen worden sind. In diesen fanden sich zahlreiche, prächtig erhaltene Insekten, auch in ihrer ursprünglichen Farben-Abtönung. U. a. wurden gefunden: Ameisen, Wespen von dem heutigen australischen Typ und solche, die sich in nichts unterscheiden von den Tierchen, die heute noch in Colorado vorkommen. Bis jetzt wurden weder Bienen noch Schmetterlinge gefunden, jedoch viele Käferarten, sowie prächtige, schmetterlingsartige Hautflügler, wie man sie ähnlich heute noch in Indien findet. Von den 1000 Arten, die in den verschiedenen unterirdischen Bitumlagern des ausgestreckten Untersuchungsgebietes entdeckt wurden, konnte keine einzige in Übereinstimmung gebracht werden mit unseren gewöhnlichen Fliegenarten (Haus- und Stallfliege, Blaufliege usw.), doch die heutige Tsetse-Fliege, die gefährliche, todbringende, noch nicht besiegte afrikanische Pest, ist deutlich zu erkennen. Cockerell schätzt das Alter dieser so wunderbar erhaltenen Wesen auf einige Millionen Jahre. Andere schätzen sie allerdings auf viel weniger.

*

* **Wie man auf Enten mit Kanonen schießt.** In China sammeln sich manchmal auf den nassen Reisfeldern die wilden Enten in solchen Riesenmassen, daß die chinesischen Bauern auf eine eigenartige Abwehrmethode gekommen sind. Da die Enten sehr scheu sind, werden sie zuerst durch allerhand Lockmittel angelockt, sobald sie aber in die Felder eingefallen sind, schießt man Kanonen, die mit grobem Schrot geladen sind, auf sie ab. Auf diese Weise kann man, wie Berger erzählt, große Mengen erlegen, während die übrigen Enten davonfliegen und auch sobald nicht wiederkommen.

* **231 000 Franken für ein Violoncell.** In einer öffentlichen Auktion zu Paris ist in diesen Tagen das Violoncell des verstorbenen Musikers Andreas Hekking in Gegenwart zahlreicher Liebhaber von Musikinstrumenten versteigert worden. Das Instrument war als überaus wertvoll allgemein bekannt. Es ist in Venedig im Jahre 1721 von Domenico Montagnana gebaut worden, der ein Schüler von Stradivarius und Spezialist im Bau von Violoncells war, die sich durch große Klangschönheit auszeichneten. Das jetzt verkaufte Exemplar hatte eine sehr schöne Form und einen wertvollen kirschfarbenen Firnis. Von Sachverständigen auf 200 000 Franken geschätzt, wurde es für 231 000 Franken erworben, und zwar für Rechnung eines Amerikaners, der, mit der Steuer von 20 Prozent, etwa 275 000 Franken zu bezahlen hat.

*

* **Brütende Vogelmännchen.** Auch bei uns gibt es verschiedene Vögel, bei denen die Männchen das Weibchen beim Brüten unterstützen. In Australien und ebenso in einigen Teilen Afrikas lebt aber auch ein zur Familie der Laufhühner gehöriger Vogel, bei dem die Weibchen überhaupt nicht dem Brutgeschäft obliegen, sondern dies dem Männchen vollständig überlassen. Während die Männchen auf den Eiern sitzen und brüten, fliegen die Weibchen in die Umgebung aus und vergnügen sich untereinander mit einem langen Schwatz. Bei diesen Vögeln sind auch die Weibchen viel kampflustiger als die Männchen. Vertragen sich die Männchen sehr gut, so führen die Weibchen untereinander häufig recht lebhafte Kämpfe auf.

Lustige Rundschau



* **Advokaten auf der Jagd.** Der eine, nachdem er auf einen Krammetsvogel gezielt hat, löst den Schuß, indem er befriedigt ausruft: „Zum Tode verurteilt." — Der andere, der gesehen hat, daß der Vogel unverletzt davongeflogen ist, fügt hinzu: „In contumaciam".

*

* **Unbedacht.** Gatte: „Der Mann da drüben kommt mir so bekannt vor, wer mag das sein?" — Gattin: „Das ist doch der Heiratsvermittler, durch den wir uns kennen gelernt haben." — Gatte (zerstreut): „Ach, der verdammte Kerl!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.